

Vorspann

Wicohan – Die Zeremonie

Dunkle Wolken zogen auf und schoben sich vor die Sonne. Der Sturm brauste, sodass es in den Ohren schmerzte. Die mächtige Gestalt eines Mannes stand weit oben, auf einem Plateau, um den Göttern nahe zu sein. Die Götter zürnten den Menschen seines Volkes, den Maya, und schrien nach Opfern. Der Mann, der Priester allein, war mächtig genug, mit den Göttern zu reden. Er musste sie besänftigen. Der Priester trotzte dem Sturm. Er stellte sich ihm entgegen. Erhobenen Hauptes, mit erhobenen Händen schrie er Gebete, die er selbst nicht verstehen konnte. Der Sturm verschluckte seine Stimme. Konnte er die Götter nicht besänftigen, so würde sein Volk an der Macht des Priesters zweifeln. Dann wäre er dem Tode geweiht. Nach Stunden legte sich der Sturm. Das Volk kam, um zu hören, was die Götter ihm gesagt hatten.

Die Herrscherin des stolzen, starken Mayavolkes war jung gestorben. Das verkündete der Priester in diesem Augenblick seinem Volk. Ein Raunen ging durch die Reihen der versammelten Menschen. Die Furcht ging um. Eine junge Frau griff nach der Hand ihres kleinen Sohnes, der gerade bis zum Gürtel ihres Kleides reichte. Die Dienerin der toten Herrscherin, die Sklavin, wusste, was ihr bevorstand. Sie führte ihren Sohn weg, immer weiter entfernte sie sich von den Menschen, dem Priester und dem Felsenplateau der Götter, die sie fürchtete. Sie floh. Immer weiter trugen sie ihre Füße durch den Wald, den Dschungel, durch Wasser, über Felsen. Sie hörte den keuchenden Atem ihres kleinen Sohnes und sagte ihm immer wieder, dass sie bald in Sicherheit wären. Doch das heimatliche Dorf ihres Stammes lag Tagesmärsche entfernt von ihnen. Mit der Kraft der Verzweiflung trug sie ihren Sohn, bis auch ihre Kräfte schwanden. Sie hörte

das Knacken im Unterholz. Sie waren ihr bereits gefolgt. Dann vernahm sie die Stimmen der Häscher und versteckte sich unter der Wurzel eines umgestürzten Baumriesen. Mühsam versuchte sie, ihren keuchenden Atem zu besänftigen. Sie presste die Hand auf den Mund ihres Sohnes. Sein Schrei verstummte sofort. Seine schwarzen Augen waren weit aufgerissen. Entsetzt starrte er auf seine Mutter. Sie war jung. Sie war wunderschön. Sie lächelte gequält. Die Häscher kamen näher. Sie hatten die Spuren der Flüchtenden längst entdeckt. Mutter und Sohn rangen nach Luft, zitterten vor Angst und hörten das Pochen ihrer eigenen Herzen. Es wurde mit jedem Schlag lauter. Wie ein Donnerhall zog es durch das Land und ließ es erzittern. Es rief ihr Volk um Hilfe. Die Frau schrie auf, als die grausamen Gesichter der Krieger, die Häscher des Priesters, vor ihr auftauchten. Sie zerrten sie und ihren Sohn aus dem Versteck. Schreie der Todesangst hallten durch den Wald, der das Echo tausendfach zu ihnen zurückwarf. Die Krieger kannten keine Gnade. Das Leben der Frau und das ihres Sohnes war verwirrt. Die Krieger brachten die beiden Menschen zum Priester, der noch immer auf dem Plateau stand.

Die Sklavin hatte keine Kraft mehr zu schreien. Die Stimme versagte. Sie hörte ihren Sohn, der neben ihr stehen durfte, leise schluchzen. Beide trugen die Zeichen der Versklavung. Man bezeichnete sie als minderwertige Menschen eines minderwertigen Volkes, das nur leben durfte, um den starken Menschen eines großen, heiligen Volkes zu dienen: den Maya. Der Priester hielt das große Opfermesser in den Händen und bot es den Göttern, gen Himmel, dar. Noch immer zeigte sich die Sonne nicht. Die Sklavin und ihr Sohn mussten das grauenvolle Ritual mit ansehen. Das erste Opfer, ein junger Mann, ein Jäger ihres Volkes, lag rücklings auf dem Opferstein. Seine Arme waren ausgebreitet und gefesselt. Seine nackte, mit blauer Farbe bemalte Brust hob und senkte sich in rascher Folge. Er wollte nicht schreien. Doch er schrie, als der Priester ihm mit dem geweihten Messer, der Hand der Götter, den Brustkorb aufbrach. Er schrie, als der Priester ihm das Herz herauschnitt und es emporhob. Das Volk jubelte und schrie. Das Blut rann an den Händen des heiligen Mannes und an seinen Armen herab, während er seine Gebete schrie, damit

es alle hören konnten. Die Zeit blieb stehen. Wind kam auf. Der Mann hatte aufgehört zu schreien. Die Sklavin nahm Abschied von ihrem Sohn. Er lebte erst vier Jahre. Er weinte bitterlich. Der Priester zeigte sich gnädig, die Götter ebenfalls. Der Junge wurde geköpft. Es ging schnell. Das Herz der jungen Sklavin brach. Sie schrie. Niemand beachtete es. Niemand beachtete sie. Ihr Leben war wertlos. Sie legte sich rücklings auf den Opferstein und spürte, wie man ihre Handgelenke auf beiden Seiten des Steines festband. Es schmerzte. Sie ignorierte diesen Schmerz. Der in ihrem Herzen war viel größer. Ohne ihren Sohn wollte auch sie nicht weiterleben. Bald würde sie bei ihm sein. Bald war es vorbei. Dann gab es keine Schmerzen mehr, keine Angst, keine Erniedrigungen. Der Stein drückte sich eisig kalt gegen ihren Rücken. Sie rang nach Luft, als der Priester das Kleid aufriss. Sein Blick streifte den ihren, nur den Bruchteil einer Sekunde. Er war genauso eisig. Der Priester begann mit der Zeremonie. Er stahl ihr das Herz. Die Sklavin hörte ihren eigenen heiseren Schrei, mit dem sie diesen Mann verfluchte, während die ersten spanischen Schiffe an der Ostküste Südamerikas vor Anker gingen.

Wokokipe – In Gefahr

Blue Mountains – Utah

Der Wind fuhr in die Bäume und trug den Geruch der Ponderosakiefern mit sich. Er spielte mit den Blättern der Cottonwoods und wirbelte das erste verwelkte Buchenlaub durcheinander. Weiter oben, am hellblauen Himmel, trieb er kleine Wolkenberge, gleich einer Schafherde, vor sich her. Der Herbst hatte längst Einzug gehalten, hatte die Blätter in purpurrot und orange gefärbt. Wenn der Wind in die Baumkronen fuhr, flirrten die Farben durcheinander und es schien, als stünden die Bäume in Flammen. Im Verborgenen bereiteten sich die Tiere des Waldes auf den bevorstehenden Winter vor. Nur das leise Rascheln verriet ihr Tun. Die Tage waren bereits kürzer geworden. Die Sonne hatte an Kraft verloren. Sie stand, an diesem letzten Freitagmorgen im September, noch tief im Osten. Ihr gleißendes Licht wirkte kühl. Es brachte den Tau auf den Hochebenen der bewaldeten Berge zum Glitzern. Der langgezogene Schrei eines Falken, der seine Kreise über der Lichtung zog, erregte die Aufmerksamkeit einer einsamen menschlichen Gestalt. Sie stoppte ihr Pferd und sah suchend hinauf. Die schwarzen Mandelaugen hatten ihr Ziel anvisiert. Der Blick der Betrachterin folgte dem Raubvogel. Wieder vernahm sie seinen Schrei. Das Pferd schnaubte leise. Die junge Navajoärztin atmete tief durch, genoss ihren freien Tag, den Geruch des Waldes, die Schönheit des Landes und die frische, kühle Luft in ihrem hellbraunen Gesicht. Der Wind fuhr in ihr Haar und brachte es durcheinander. Sie lachte. Der Wind tat es immer und immer wieder. Schon seit Lynn Yazzie denken konnte. Der Wind war immer und überall. Der Wind war unsichtbar. Wie ein Geist tauchte er auf und verschwand, ganz wie es ihm beliebte. Er erweckte die Bäume und Sträucher zum Leben, verzauberte sie in Fabelwesen. Der Wind war ein mächtiger Geist, der seine jahrtausendealten Spuren überall hinterlassen hatte. Er pfiff durch die Felsenklüfte und sumnte sehnsüchtige Melodien. Reglos saß Lynn auf ihrem hellbraunen Hengst, der die uralte Zeichnung des Wildpferdes trug, und lauschte. Das Pferd hob den Kopf und

drehte aufmerksam die Ohren. Es musste etwas vernommen haben, was kein menschliches Ohr hören konnte. Dann nahm es die Witterung auf.

Lynn hatte es längst bemerkt und lächelte. „Der Wald ist voller Geister, nicht wahr, Sequoia?“, flüsterte sie.

Beunruhigt war sie deshalb keineswegs. Sie kannte ihr Pferd genau. Sie waren eins. Vielleicht trieb sich ein Raubtier in ihrer Nähe herum, was hier oben, in den Blue Mountains, in Utah, durchaus nichts Ungewöhnliches war. Der Berglöwe, der Wolf und der Bär waren hier genauso zu Hause wie die Dineh, die Ureinwohner dieses Landes, die von den Weißen Navajo genannt wurden. Lynn Yazzie ließ ihren Hengst antreten. Der setzte seine Hufe fest und sicher auf den schmalen „Sky-Trail“, der steil bergab in das Dickicht des Waldes führte. Steinchen lösten sich aus dem Geröll und kullerten leise hinab. Die Stille der Wildnis umgab sie. Sie hatte ihren ganz eigenen Klang. Dann zerrissen klägliche Schreie die Stille. Es klang, als würde ein Schaf um sein Leben wimmern, so, als würde es jemand quälen.

Lynn hielt inne. Auch der Hengst lauschte. Das Tier schrie im Todeskampf. Nur etwa eine Minute später war es merkwürdig still. Der Spuk war vorbei, als hätte es ihn nie gegeben. Doch Lynn zweifelte nicht an ihren Sinnen. Langsam ritt sie in die Richtung, aus der die Schreie gekommen waren. Einige abgebrochene Zweige fielen Lynn auf. Nicht solche Spuren, wie wilde Tiere sie hinterließen. Menschen mussten hier oben sein. Die Bruchstellen an den Zweigen waren noch feucht. Es konnte also noch nicht lange her sein, dass sie abgebrochen worden waren. Dann meinte sie Hufspuren entdeckt zu haben. Welkes Laub war umgekehrt.

Lynn stieg vom Pferd und sah sich das genauer an. Sequoia wurde wieder unruhig. Er roch die Gefahr und drängte Lynn zur Flucht. Jemand musste das Tier gerade erlegt haben, dachte sie. Lynn berührte die Erde vorsichtig mit den Fingern. Die Erde war an dieser Stelle feucht. Also war der Jäger, vielleicht waren es auch zwei, ganz in der Nähe. Lynn saß auf. Kurze Zeit später verwandelte sich die Erde in glatten, roten Felsen. Lynn überließ ihrem Freund die Führung. Der Hengst wusste genau, was er tun musste, um nicht zu stürzen. Trittsicher bewegte er sich ohne

wegzurutschen über den Felsen. Die junge Ärztin, die in einem Hospital arbeitete, das früher zum San Juan River Indian Health Service, Moab, gehörte, nutzte gern ihre freien Tage, um in die Blue Mountains zu reiten. Manchmal suchte sie die Einsamkeit. Manchmal war sie mit Verwandten, Freunden oder auch Kollegen unterwegs. Dann benutzte sie den Pferdetrailer, um die etwa zwanzig, fünfundzwanzig Meilen über die Schotterstraße direkt in die Berge zu fahren. Die Blue Mountains erhoben sich majestätisch aus der Wüste und wirkten aus der Ferne gesehen dunstig und rauchblau. Im Winter lag der Schnee hier oben so hoch, dass man sich nur mit Schneeschuhen vorwärts bewegen konnte. Selbst die Pferde sanken dann bis zu ihren Bäuchen ein. Deshalb waren hier die Jäger im Winter auch mit ihren Schneeschuhen unterwegs. Lynn wusste das ganz genau, denn Vater und Bruder hatten sie manchmal mit auf die Jagd genommen. Es war beschwerlich und kräftezehrend, aber wie ein Zauber. Es war mehr, als der Hirsch, den Mutter zu einem köstlichen Festbraten zubereitete. Es war ihr Leben, ihre Identität, um wieder zu dem zu werden, was sie waren: Native Americans vom Volk der Dineh. Heute war Lynn allein mit dem Pferd. Sie fürchtete sich nicht. Sie war Teil dieses Landes. Mit dem Sonnenaufgang war sie aufgebrochen. Zu deren Untergang wollte sie wieder zu Hause sein. Lynn trug eine geblünte Flanellbluse, darüber eine rote Steppweste. Ihr langes Haar reichte weit über die Schulter hinab. Sie hatte versucht, sich einige blonde Strähnen hineinzufärben, wie es bei den jungen Navajofrauen im Augenblick in Mode zu sein schien. Das schwarze Haar hatte die Farbe nicht vollständig angenommen, als wäre es mit der Veränderung nicht einverstanden gewesen. So sah es eher aus, als befände sich ein Strudel Milchkaffee in ihrem Haar.

Sequoia, ihr Hengst, wurde plötzlich wieder unruhig. Seine Muskeln spannten sich an. Er stellte die Ohren auf, während seine Nüstern bebten. Aufgeregt sog er die Atemluft ein und stieß sie aus, sodass er schnaufte. Irgendetwas schien tatsächlich nicht zu stimmen. Lynn spürte die Gefahr, vor der ihr Pferd sie warnte. Sie sah sich um und lauschte. Sie konnte Sequoia nicht überzeugen, noch einen Schritt weiter voranzugehen. Sie stieg ab.

Er weigerte sich, ihr zu folgen. Also band sie ihn an einen jungen Baum. Dann ging sie ein paar Schritte weiter, bevor auch sie erstarrte. Auf dem mit welkem Laub bedeckten Boden lag ein totes, gerade frisch aufgebrochenes Schaf. Es war kein wildes Schaf und ein Raubtier hatte es nicht geschlagen. Es waren die Spuren menschlichen Tuns. Immer wieder waren in letzter Zeit Schafe gestohlen worden. Die Züchter hatten bereits Alarm in der gesamten Navajoreservation geschlagen, die Stammespolizei hatte verschiedene Fälle aufgenommen und die Navajo Times hatte einen Artikel gebracht. Erst letzte Woche. Lynn hatte es gelesen. Die Navajo redeten sich die Köpfe heiß und die Munition für ihre Jagdgewehre war seitdem ausverkauft. Lynn schüttelte betreten den Kopf, während sie das Tier betrachtete. Dem Tier war die Halsschlagader aufgeschnitten und der Brustkorb aufgebrochen worden. Lynn erschrak innerlich. Nur das Herz fehlte! Erschrocken sah Lynn sich um und lauschte. Sie war nicht allein! Lynn wurde es heiß. Der Jäger hatte das Schaf nicht erlegt, er hatte es getötet. Das war ein sehr seltsames Verhalten. Er musste in der Nähe sein. Lynn fand es sehr eigenartig, dass das Tier kein wildes Dickhornschaf war, sondern ein Haustier, so wie es die meisten Navajofamilien in Herden hielten und züchteten. Das könnte das rätselhafte Verschwinden der Zuchtschafe erklären! Kein Jäger, kein normal denkender Mensch schleppte ein Zuchtschaf hierher. Es musste ein Verrückter sein, ein richtig kranker Mensch. Lynn empfand Abscheu, und eine Spur Angst schlich sich in ihre Gedanken, während sie ihren Blick weiter herumschweifen ließ. Sie hatte die Augen und die Ohren eines Jägers. Der Hengst hatte Angst und machte Anstalten zu fliehen. Pferde flohen vor dem Geruch frischen Blutes, vor dem Geruch des Todes. Es bedeutete für sie, in großer Gefahr zu sein und setzte ihren Urinstinkt der Flucht frei. Der junge Baumstamm bog sich unter der Kraft des Hengstes. Langsam ging Lynn zu ihrem Pferd. Es war höchste Zeit, diesen Ort zu verlassen.

„Ich weiß. Wir werden beobachtet“, flüsterte sie ihrem Freund zu. Ihr Herz begann wild zu trommeln und jagte das Adrenalin mit dem Blut durch ihren Körper, als sie das leise Knacken der Zweige vernahm. Blitzartig schoss ein eisiger Schauer durch

ihren Körper, der ihr Blut gefrieren lies. Lynn hörte das Pochen ihres eigenen Herzens, als sie meinte, einen Schatten zwischen den Bäumen gesehen zu haben. „Wer ist da?“, fragte sie.

Sie vernahm ein dunkles Lachen. Dann tauchten zwei Männer vor ihr auf. Der eine lächelte. Blutspuren waren an seinen Händen und er hielt das Messer noch fest umklammert.

„Sie?“, fragte Lynn erstaunt und zugleich erleichtert.

Der andere lächelte nicht. Sein Blick war nicht auf Lynn Yazzie gerichtet und seine Gesichtszüge blieben verschlossen. Ihn hatte Lynn auch schon einmal gesehen. Sie wusste, dass es einer der Navajo-Fährtenleser war. Der Hengst rollte die Augen, blähte die Nüstern, scharrte mit dem Huf und zerrte am Halfter, mit dessen Strick er am Baum angebunden war.

„Schön, dass wir uns getroffen haben, Doktor Yazzie. Es wird Zeit, Ihr Versprechen einzulösen“, sprach der noch immer lächelnde Mann, während er auf die junge Ärztin zuing. Lynn starrte ihn an, starrte in wirre Augen, den eigenartigen, unberechenbaren Blick, der sie zu durchbohren schien. Er musste von einem bösen Geist besessen sein, dachte sie. Der Navajo war reglos an seinem Platz stehen geblieben und beobachtete das Geschehen gleichgültig. Als Lynn Anstalten machte, ihr Pferd loszubinden, ließ sie den bösen Geist nicht aus den Augen. Er war ihr zu nahe. Er hinderte sie daran, das zu tun, was sie tun wollte. Er berührte sie mit seinen blutigen Händen. Sie sah das Messer vor ihren Augen aufblitzen. Lynns Aufschrei blieb stumm. Sie rang nach Luft. Der böse Geist lächelte. Es wirkte diabolisch. Er wird mich töten, dachte Lynn, töten wie ein Schaf! Ihre blanke Ohnmacht entlud sich in einer sekundenschnellen Reaktion. Sie war kleiner als er und nicht so kräftig. Aber sie war schnell. Schneller als der böse Geist. In einer verzweifelten Bewegung entwand sie dem Überraschten das Messer. Der Mann fluchte und wollte es sich zurückholen.

Der Navajo legte sein Jagdgewehr an. Lynn begriff nun endgültig die Absicht dieser beiden Männer. Aber weshalb? Es war wie ein böser Traum. Ihre Angst verwandelte sich in blanken Überlebenswillen. Sie wollte leben! Solange sie in Bewegung blieb, und der böse Geist in der Schusslinie stand, konnte sie kämpfen.

Sie stach mit dem erbeuteten Messer zu, traf aber nur die Hand, mit der ihr Gegner nach dem Messer griff. Der Geist zischte. Der Hengst wieherte wütend. Der Navajo im Hintergrund wartete mit dem angelegten Jagdgewehr. Lynn traf den Mann, der vom bösen Geist besessen sein musste, unbeabsichtigt im Gesicht. Der stieß einen wütenden Schmerzensschrei aus und griff reflexartig mit der Hand nach dem tiefen Schnitt. Der reichte vom Auge bis zum Kinn. Die Wunde klaffte. Das Blut lief am Hals hinab und färbte sein weißes Hemd rot. Er war im Augenblick mit sich selbst beschäftigt und fluchte laut. Lynn zog den Knoten des Strickes auf und lag bereits flach auf dem Pferd. Der Hengst, endlich befreit, stob davon, ehe der Navajo reagieren konnte. Dann hörte sie das verräterische Pfeifen hinter sich und den Widerhall eines Schusses. Unfassbar! Ein Navajo war auf der Jagd nach einer Navajo! Auch er musste von einem Chindi, einem bösen Geist, besessen sein. Im selben Augenblick hörte sie den Schmerzensschrei ihres Hengstes. Panisch legte das Pferd an Tempo zu, gab seine letzten Reserven frei. Er brach durch den Busch, verfiel sich im Dickicht. Er ließ sich dadurch nicht aufhalten. Lynn lag noch immer flach auf seinem Rücken, während die Zweige um sie herum an ihrem Körper zerrten und über ihr zusammenschlugen. Der Schreck trieb ihr erneut Schweißperlen auf die Stirn. Aber sie blieb stumm. Erst jetzt war sie wieder fähig, irgendwelche Gedanken zu fassen. Sie konnte nicht glauben, was gerade geschehen war. Es war so unwirklich. Lynns Arme umschlugen den Hals ihres Pferdes, um nicht im Gestrüpp hängen zu bleiben. Sequoias Fell war nass. Schweißperlen rannen ihm, wie Bächlein, über Augen und Stirn hinab. Lynns Knie waren mehrmals gegen hartes Holz gestoßen und schmerzten furchtbar. Der Reiterin war das egal. Sie musste um jeden Preis bei ihrem Pferd bleiben, sonst war sie verloren. Sequoia rang verzweifelt nach Luft und wurde langsamer. Als er endlich zum Stehen kam, sprang Lynn ab. Seine Flanken bebten. Seine Beine zitterten. Das Fell war schweißnass und blutverklebt von seinen Verletzungen. Deutlich sah Lynn den Streifschuss an der Flanke, und aus einem Einschussloch, am rechten Knie, sickerte Blut. Lynn flüsterte ihm leise, beruhigende Worte zu und berührte ihn. Unter dem Laub, das den Boden be-

deckte, fand sie feuchte Erde. Das und etwas Speichel mussten zunächst genügen. Sie schmierte dem Hengst diesen Brei auf die Wunden. Er wird es überleben, dachte sie beruhigt. Lynns Hände hatten sich rot gefärbt.

Wie nicht anders zu erwarten, hatte ihr Mobiltelefon keinen Empfang. Sie steckte es weg und führte ihren Freund langsam weiter. Wenn sie sich nicht täuschte, musste in einiger Entfernung vor ihr der „Sky-Trail“ sein. Von dort aus waren es nur etwa zwei Meilen bis zu einer der Wasserstellen.

„Ich denke, es wird dunkel werden, bevor wir zu Hause sind, mein Freund“, lächelte sie gequält.

Der Hengst schien sich tatsächlich beruhigt zu haben. Als sie den Pfad wieder erreicht hatten, hörte Lynn sein Schnauben hinter sich. Erleichterung machte sich breit. Als der Hengst das Wasser witterte, kehrten die Lebensgeister in ihn zurück. Er hatte es plötzlich eilig, wagte aber nicht, Lynn zu überholen. Sie schmunzelte und ging schneller voran. Auch sie war durstig. Beide stillten ihren Durst am klaren, kühlen Wasser. Dann hob der Hengst plötzlich den Kopf und hielt inne. Er lauschte angespannt. Dann gab er leise ein heißeres Gurgeln von sich. So mahnte er Lynn aufzusteigen und diesen Ort schnellstens zu verlassen. Sie hatte das verstanden und schwang sich auf seinen Rücken.

„Meinst du, sie haben uns entdeckt?“, flüsterte sie.

Der Hengst ging vorsichtig im Schritt voran, als wollte er wie ein Geist durch den Wald schleichen. Vor allem aber wollte er nicht zu früh bemerkt werden. Lynn vertraute ihm. Er vertraute ihr. Lynns Gedanken schwirrten im Kopf herum. Die Männer hatten Pferde und der Spurenleser verstand seinen Job. Der böse Geist würde nicht ruhen, bis er ... Was hatte sie ihm angetan, dass er sie so verfolgte? Was hatte sie gesehen?

Der Schrei ihres Pferdes holte sie aus ihren Gedanken zurück. Es war ein markerschütternder Schrei. Eine Mischung aus Angst, Wut und Angriffslust. Ein Reiter versperrte ihm den Weg nach vorn, der andere kam von hinten näher. Sequoia tat das fast Unmögliche. Er sprintete aus dem Stand auf den Reiter vor ihm zu und setzte zum Sprung an. Der Mann im weißen Hemd wich den Hufen geschickt aus. Dann war Sequoia vorbei und die Männer

begannen mit der Verfolgungsjagd. Lynn wollte ins Tal, doch die Männer drängten sie in die andere Richtung. Immer weiter führte der schmale Pfad bergan. Lynn zitterte. Ihre Hände verkrampften sich in der Mähne ihres Pferdes. Sie wagte einen Blick hinter sich. Die Verfolger waren ihnen dicht auf den Fersen. Sequoias Kräfte schwanden schnell. Er war aber ein Kämpfer. Lynn spürte die ohnmächtige Verzweiflung, diesen Männern ausgeliefert zu sein. Schließlich erreichte sie eine der Hochebenen. Die Männer preschten mit ihren Pferden auf beiden Seiten heran. Es glich einer Treibjagd. Mit letzter Kraft schlug der Hengst nach ihnen aus, ohne jemanden zu treffen. Lynn hörte sein Keuchen. Es tat ihr im Herzen weh. Niemals hätte sie ihn soweit getrieben!

Dann stoppte Sequoia abrupt. Der Grat! Hier endete die Hochebene, ähnlich einem Tafelberg. Der Abgrund war genau vor ihnen. Sie wussten es beide. Vor Lynn und ihrem Pferd lag das Tal in mehr als 100 Metern Tiefe. Hinter sich vernahm sie wieder dieses dunkle Lachen.

Tränen der Verzweiflung traten der jungen Navajoärztin in die Augen.

„Tun Sie das lieber nicht, Doktor Yazzie. Es wäre schade um ein so junges Herz.“

Langsam wendete Lynn ihren Hengst. Sie sah in die Mündung des Jagdgewehres, hörte das unverkennbare Klacken. Unwirklich, wie in einem Traum, nahm Lynn das auf, was bittere Realität war. Sie würde sterben müssen! Vater und Mutter würden auf sie warten. Wie ein Blitz folgte der Schuss, direkt vor die Hufe des Tieres. Der Hengst wich zurück. Sequoia, was „Unsterblich“ bedeutete, taumelte, nicht mehr Herr seiner Kräfte. Ein Hinterhuf suchte vergebens nach Halt. Der andere fand ihn, den Halt. Doch der Grat war brüchig. Niemals wäre Lynn so nah an den Abgrund gegangen. Ihr Vater hatte sie immer davor gewarnt. Sie hörte das Kullern der Steine, die in die Tiefe stürzten. Sie sah das verzweifelte Gesicht ihres Bruders vor sich. Es blieb keine Zeit Abschied zu nehmen. Ihr Herz jagte, trieb das Blut durch die Adern, als wollte es ihren Körper sprengen. Alles um sie begann sich zu drehen. Mit ihrem letzten Schrei verfluchte Lynn ihren Mörder. Das Rauschen des Ozeans drang in ihre Ohren. Wie aus weiter Ferne

hörte sie die Stimme des bösen Geistes. „Du Idiot! Ich wollte sie lebend!“

Der furchtbare Todesschrei ihres Pferdes raubte ihre Sinne und zeriss ihr Herz auf dem Weg in die Tiefe.

Anpetu witko – Ein verrückter Tag

Die Sonne war gerade erst am östlichen Horizont aufgetaucht. Die Luft war feucht und Dunstschleier schwebten am Ufer des White River, in der Nähe des Slim Butte. Der Lakotaärztin Maggie Yellow Cloud standen die Schweißperlen auf der Stirn, obwohl der Septembermorgen kühl war. Jede Sekunde zählte. Sie kniete auf dem welken Grasboden, über einen jungen Mann gebeugt, etwa zwanzig Fuß von einem der Campingzelte entfernt. Die junge Ärztin der Notambulanz des Pine Ridge Hospitals kämpfte um das Leben eines Bewusstlosen, der sich unter Muskelkrämpfen wand. Zwei seiner Freunde und ein Mädchen standen hilflos, schweigend daneben. Besorgt starrten sie auf ihren Freund.

Ein Rettungsassistent hielt den Arm fest, sodass es der Ärztin möglich war, dem Patienten einen venösen Zugang zu legen. Maggie löste den Stauschlauch und injizierte eine wässrige Flüssigkeit in die Armvene des jungen Mannes. Seine Krämpfe ließen sofort nach. Die Muskeln entspannten sich. Nun lag er wie tot am Boden.

„Wie heißt er?“, fragte Maggie die daneben stehenden Jugendlichen, während sie mit ihrer kleinen Stabtaschenlampe die Pupillenreaktion ihres Patienten prüfte.

„Antonio Martinez. Seine Mutter ist Oglala, sein Vater mexikanischer Abstammung“, antwortete das Mädchen.

„Antonio! Kannst du mich hören?“

Der Angesprochene reagierte nicht.

„Wie alt ist er?“

„Siebzehn.“

Der Rettungsassistent, der ein Lakota war, brachte die vorbereitete Infusion an und warf zunächst eine Wolldecke über den Patienten. Die lebensbedrohliche Situation war noch nicht gebannt.

„Der Blutdruck ist am Boden“, sagte der Assistent. Er war etwa Mitte vierzig, von gedrungener Gestalt und durch nichts aus der Ruhe zu bringen. Doch auch in seinen Gesichtszügen zeigte sich nun Sorge, als er Maggie ansah.

„Eine Ampulle Adrenalin“, ordnete sie an. „Er bekommt auch kaum noch Luft, Louis.“

Der Rettungsassistent, den Maggie mit Louis angesprochen hatte, zog sofort die Injektion auf und applizierte das Medikament über den venösen Zugang.

„Er muss sofort ins Hospital! Verdacht auf anaphylaktischen Schock“, sagte Maggie.

Der Angesprochene nickte. „Der Helikopter ist bereits unterwegs.“

„Antonio! Komm schon“, zischte Maggie leise, während Louis den Kopf des jungen Mannes leicht nach hinten streckte und dessen Mund öffnete. Nur ein Blick bestätigte die Vermutung der Ärztin. Die Schwellung im Rachenraum schien die Luftröhre zu blockieren. Maggie presste die Lippen fest aufeinander, atmete tief durch und nickte ihrem Kollegen zu. Der hatte verstanden und sprang zum Rettungswagen, während Maggie ihre Hände mitsamt den Handschuhen, die sie trug, desinfizierte. Louis war sofort zurück und packte bereits das Koniotomiebesteck aus. Maggie nahm sich die Notfallkanüle. Die Punktion der Luftröhre war die letzte Möglichkeit, das Leben des jungen Mannes zu retten. Maggie biss die Zähne hart aufeinander und tat es. Selbst in einer Notambulanz stand das nicht auf der Tagesordnung, sodass es für jeden Arzt immer eine Herausforderung darstellte. Die jugendlichen Zuschauer wandten sich hilflos ab.

„Wird er es schaffen?“, fragte schließlich einer der beiden jungen Männer besorgt.

Maggie wischte sich mit dem Arm über die Stirn und schniefte.

„Im Hospital hat er eine Chance. Ist euer Freund auf irgendetwas allergisch?“

Die Jugendlichen, die etwa alle im gleichen Alter wie Antonio zu sein schienen, zuckten fast gleichzeitig mit den Schultern.

„Hat er irgendetwas eingenommen?“

Wieder Schulterzucken.

Der Wind frischte auf und ließ Maggies gelöste Haarsträhnen wie kleine Flaggen wehen. Noch immer kniete sie vor dem Patienten und fixierte die Kanüle, die aus der Luftröhre ragte, mit einem Klettband um dessen Hals. Dann fühlte sie noch einmal

nach dem Puls an der Halsschlagader und überzeugte sich von den gleichmäßigen Atemzügen Antonios. Louis nickte zufrieden. Maggie atmete erleichtert durch und wagte aufzustehen. Ihre Knie schmerzten und schienen steif geworden zu sein. Maggie fröstelte. Die Hitze der Anspannung war von ihr gewichen und plötzlich spürte sie den kalten Wind auf ihrer Haut. Außerdem war sie übernächtigt und sollte längst im Bett liegen. Doch als der Notruf einging, war der erste Rettungswagen der Notambulanz, mit Doktor Lithgow, bereits im Einsatz. Maggies Einsatzort war ein katholisches Jugendcamp, direkt am White River. Sie blickte zu den fünf Campingzelten. Es war still, als schienen alle noch zu schlafen. Nur der Wind säuselte sein Lied und ließ die Blätter in den Bäumen rauschen. Das weißlich schimmernde Wasser folgte im Bogen dem Flussbett. Die drei jungen Leute rührten sich nicht. Maggie horchte auf. Aus der Ferne drang das Geräusch eines Helikopters zu ihr. Dann sah sie ihn am Horizont. Er kam aus südöstlicher Richtung. Die aufsteigende Sonne blendete die Augen. Nur wenige Minuten waren inzwischen vergangen. Maggie hockte sich wieder zu Antonio und überprüfte noch einmal den Reflex der Pupillen. Diese zogen sich im Bruchteil einer Sekunde zusammen. Kreislauf und Atmung hatten sich stabilisiert. Die Lippen hatten ihren bläulichen Schimmer verloren. Maggie war zufrieden. Der Helikopter kreiste über dem Camp und ging schließlich in einiger Entfernung zu Boden. Der Wind des Rotors wirbelte Blätter und Staub auf. Der Pilot sprang aus dem Helikopter. Louis lief ihm entgegen. Die Rotorblätter durchschnitten gleichmäßig die Luft. Mit der Transporttrage kamen die beiden Männer zu Maggie und dem Patienten. Unzählige Augenpaare waren an den Zelteingängen aufgetaucht und beobachteten das Geschehen. Maggie gab den Männern ein Zeichen, dass alles in Ordnung war für den Transport. Jeder wusste, was er zu tun hatte, jeder Handgriff saß und alles geschah mit einer stoischen Ruhe. Der Pilot griff Doktor Maggie Yellow Cloud am Arm und sah in ihre schwarzen Augen.

„Die Einsatzzentrale sagte, es sei eine Notärztin vor Ort, die den Transport begleitet.“ Er grinste verräterisch.

Maggie nickte. Sein Lächeln wirkte beruhigend.

Der Pilot, Robert Yellow Cloud, war ihr Mann. Mit festem Griff zog er sie zum Helikopter.

„Pine Ridge oder Rapid?“, fragte er.

„Zu uns!“, schrie Maggie, den Lärm übertönend.

Louis stieg in den Rettungswagen der Notambulanz und benutzte den Sprechfunk. Der Helikopter stieg auf und drehte sofort in die Richtung ab, aus der er aufgetaucht war.



Der Herbstwind ließ die ersten Pappelblätter umhertanzen. Das Sonnenlicht flirrte lebendig zwischen den Blättern und Zweigen der Bäume, als der Wind hineinfuhr. Er spielte mit den Baumkronen, stahl ihnen ein wenig Laub und dürre Zweige. Dann ließ er sie zu Boden schweben, nur um sie wieder hinaufzublasen. Die Blätter tanzten erneut und schienen gleichfalls Gefallen an diesem Spielchen zu haben. Ein alter Mann mit grauen Zöpfen saß auf einem geflochtenen Schaukelstuhl auf der Veranda vor seinem Haus und beobachtete lächelnd das Spiel. Unzählige Falten umspielten seine leuchtenden Augen. Die Melodie des Windes und das leise Rascheln der Blätter säuselte in seinen Ohren. Sechsendachtzig Jahre hatte der alte Mann, Ian Yellow Cloud, den Sommer erlebt, die Blätter fallen sehen, eisige Kälte und Schneestürme überlebt und den Frühling begrüßt. Es war so, wie seit ewigen Zeiten. Der Lauf der Dinge. Der Kreis schloss sich immer wieder, ohne Anfang, ohne Ende. Ian war Vater geworden und Großvater. Nun sah er bereits seine Urenkel in dem gelben Haus, im Shannon County, aufwachsen. Sein Herz war voller Freude. Schwere Zeiten hatten ihn oft hin und her geworfen, wie ein Wirbelsturm aufgewühlt und zum Kämpfen gezwungen. Nun hatte der alte Mann sein inneres Gleichgewicht wiedergefunden und er war Wakan Tanka dankbar für jeden Tag, den er noch erleben durfte. Er freute sich über die Sonnenstrahlen, die ihn blendeten, den Regen in seinem Gesicht, den Mond, der ihn wie ein guter alter Freund in der Nacht begleitete. Er freute sich über jeden Grashalm und jede Blume, die sich aus der Erde der Sonne entgegenreckten, freute sich über die Stimmen der Men-

schen und die Stille gleichermaßen. Der alte Mann freute sich, wenn es genug zu essen für alle gab, alle gesund waren und gerade eben freute er sich über den Tanz der Blätter im Wind. Was brauchte es mehr, um glücklich zu sein? Ian Yellow Cloud war glücklich. Das fröhliche Lachen der Kinder drang zu seinen Ohren. Er richtete seinen Blick zu ihnen. Sharon Yellow Cloud, seine Urenkelin, rannte mit ihrer Freundin Lory Crow Horse kichernd um die Wette. Die geflochtenen Zöpfe der beiden flogen im Takt ihrer Sprünge. Ray Yellow Cloud, Sharons zwei Jahre älterer Bruder, ging hinter den beiden Mädchen her. Seine große, schlanke Gestalt folgte ihnen mit ausgreifenden Schritten. Er war im Gehen fast genauso schnell wie die Mädchen. Die schwarze Hündin sprang ihnen freudig entgegen, gefolgt von fünf quiekenden Welpen. Die Kinder riefen ihren Namen. Tashina wedelte mit dem Schwanz und sprang sie abwechselnd an. Es war das tägliche Begrüßungsritual.

„Hallo Grandpa!“, rief Sharon von Weitem, denn sie hatte den alten Mann längst gesehen.

„Heute ist ein schöner Tag“, rief die Elfjährige freudestrahlend, während sie sich keuchend zur Verandatreppe durchkämpfte. Noch immer wohnte die Hündin mit ihren Welpen darunter. Die waren gewachsen und unter der Treppe wurde es eng.

„Hau. Anpetu kin waste“, lächelte Ian und nickte.

Während Ray sofort im Haus verschwand, stellten Sharon und Lory, die gemeinsam in eine Klasse gingen, ihre Schulrucksäcke ab und spielten weiter mit den Hunden. Kurz darauf erschien Ray mit seiner roten Gitarre in der Hand und kaute an einem Kanten Brot.

„Du bist allein?“, fragte er seinen Urgroßvater erstaunt.

Ian lachte leise. „Ich bin nicht allein, aber im Augenblick ist niemand weiter zu Hause.“

„Hm“, murrte Ray, als er an den leeren Kühlschrank dachte, und stopfte den letzten Bissen Brot in seinen Mund. Sein langes Haar war sorgfältig gescheitelt und straff in zwei Zöpfe geflochten. Die braune Haut wirkte noch etwas dunkler als gewöhnlich, vielleicht durch das weiße Shirt, das er heute trug. Von seiner alten, zerschlissenen Jeans schien er sich nicht trennen zu wollen,

als wäre diese ein Teil von ihm selbst. Die Turnschuhe allerdings waren neu. Kauend setzte sich der dreizehnjährige Ray auf die Verandastufen und wischte mit seinen Händen über die Jeanshose. Einen Fuß auf der Stufe, den anderen im Staub, beugte er sich über seine Gitarre und stimmte sie. Schließlich begann Ray zu spielen und zu singen. Sowohl Ian als auch die Mädchen hörten ihm aufmerksam zu. Mitten im Song brach er ab und schüttelte verständnislos den Kopf. Dann wandte er sich zu Ian um. „Wie macht man sein eigenes Lied? Etwas Neues!“

Der Alte grinste und aus seinen Augen blitzte der Schelm, als er antwortete: „Schließ deine Augen und warte, bis das Lied zu dir kommt.“

Ray riss die Augen auf. Die Mädchen kicherten. Ian schien nicht die Absicht zu haben, dem etwas hinzuzufügen.

„Wie lange, meinst du, kann so etwas dauern?“

Rays Urgroßvater zuckte mit den Schultern.

„Ein Rocksong?“, fragte Sharon.

„Ja.“

„Sing doch etwas über die Schule, oder die Lehrer, oder deine Freunde, oder ...“

Ray atmete tief ein und aus. Sharon wagte nicht weiter zu sprechen und Ray wagte nicht zu sagen, was er gerade dachte. So zupfte er an den Saiten seiner Gitarre und blieb stumm.

Sharon und ihre Freundin Lory, die im Haus gegenüber am Fuße des Hügels wohnte, nur etwa eine Meile von hier, nahmen ihre Schulrucksäcke und gingen hinein. Sie tauschten vielsagende Blicke mit dem alten Mann und lächelten sich zu. Die beiden Mädchen setzten sich an den großen Küchentisch und machten ihre Hausaufgaben. Ian vernahm ihre leisen Stimmen, die ab und an aus dem Haus drangen und er lauschte Rays Gitarrenklängen. Sie hörten sich alles andere als rockig an. Ray spielte sanfte, leise Töne. Der alte Mann schloss die Augen und schien zu träumen. Irgendwann, vielleicht eine Stunde später, hielt Ray inne und horchte auf. Die Hündin war aufgesprungen, winselte leise und wedelte mit dem Schwanz. Ein Van kam näher. Ray beobachtete ihn, bis er vor dem Haus stehen blieb. Er freute sich sichtlich, denn seine Großeltern stiegen aus. Großmutter Kath Yellow

Cloud winkte Ray heran. Er stand auf und lehnte die Gitarre an die Hauswand. Die Hündin sprang vor seinen Füßen umher und er stolperte über einen der Welpen. Ray fing sich und fluchte leise. „Noch mal und du kommst in die Suppe.“

Dann grinste er. Ray grüßte mit einem knappen „Hi“ seinen Großvater, Harry Yellow Cloud. Der öffnete die Kofferraumklappe und Ray entfuhr ein „Wow“.

Kath lächelte. Ihre schwarzen Augen glänzten. Kleine Falten erschienen in ihrem Gesicht, wirkten wie lebendige Strahlen. Ihr dünnes, graues Haar hatte sie zu einem Zopf geflochten, den sie am Hinterkopf zu einem Knoten gesteckt hatte. Sie wusste, dass Ray hungrig war. Ray packte zu und schleppte Kartons, Tüten, Wasser und Colaflaschen ins Haus. Die Mädchen waren mit ihren Hausaufgaben fertig und hatten den Küchentisch bereits geräumt. Kath griff nach einer Packung Cookies und gab sie den Kindern.

„Danke!“

„Wollen wir gemeinsam etwas schönes zu Abendessen kochen?“, fragte Kath.

„Natürlich!“, antworteten die Mädchen gleichzeitig.

Sharon und Lory backten und kochten gern mit Großmutter Kath und ganz nebenbei lernten sie sehr viel von ihr.

„Ist Maggie noch nicht zu Hause?“, fragte Kath erstaunt.

„Nein“, antwortete Ray, stapelte sich so viele Cookies in seine Hand, wie hinein passten, ohne hinunterzufallen. Dann biss er genüsslich in einen weiteren und kaute auf dem Weg nach draußen. Ray konnte es kaum erwarten, dass das Abendessen fertig war. Er ging zu Großvater Harry, der am Paddock lehnte, die Arme über einem der Holzbalken verschränkt. Harry Yellow Cloud beobachtete die zwei Pferde in ihrer Einzäunung und die Pferde beobachteten die Zweibeiner. Der Boden war von den Hufen zertreten, vom Regen verschlammt, aufgewühlt worden und wieder vertrocknet. Kein Grashalm hatte mehr eine Chance, sich hier der Sonne entgegenzustrecken. Harry wandte seinen Blick zu seinem Enkelsohn und lächelte. Ihm fehlten bereits einige Zähne. Das magere Gesicht durchzogen zwei tiefe Falten. Die vielen kleinen Fältchen dagegen, die gerade jetzt seine leuchten-

den Augen umschmeichelten, wirkten wie zarte Spinnweben im Morgentau. Großvater Harrys gebogene Nase, zwischen den hervorstehenden Wangenknochen, erinnerte Ray an eine aus Holz geschnitzte Indianerstatur im Besucherzentrum der Black Hills. Es schien, als hätte er sich einmal das Nasenbein gebrochen. Doch das blieb Harrys Geheimnis. Ray hatte ihn nie danach gefragt und würde es auch jetzt nicht tun. Großvaters Haare waren seit dem Mord an seinem Sohn Henry Yellow Cloud, Rays Vater, sehr grau geworden. Seine dünnen Zöpfe verloren sich in Brusthöhe auf dem karierten Holzfällerhemd. Harry schwieg sich aus. Ray hatte nicht vergessen, dass Großvater versucht hatte, seinen Schmerz im Brandy zu ertränken und er würde nie vergessen, was er Kath und ihm angetan hatte, als er sie damals verprügelt hatte. Aber Ray wollte seinem Großvater verzeihen, denn er glaubte zu verstehen, warum er damals fast den Verstand verloren hatte. Ray lächelte zurück und bot seinem Großvater Cookies an. Harry nahm sich einen und sagte: „Danke.“

Die Pferde kamen heran und untersuchten Rays Hand, die er am Holzbalken abstützte. Sie waren sehr neugierig und wahrscheinlich genauso hungrig wie er. Jeder Zweibeiner in der Reservation, auch wenn er seine Pferde liebte, gab das Brot und die Möhren dennoch lieber seiner hungrigen Familie. Eine Ausnahme gab es sehr selten. Ray machte heute eine Ausnahme und gab jedem Tier einen seiner Cookies ab.

„Du verwöhnst sie“, bemerkte Harry. „Jetzt werden sie jeden Tag an den Zaun kommen und dich fragen, ob du einen Cookie für sie hast.“

„Sie werden lernen müssen, dass es hier nicht jeden Tag welche gibt.“

Harry lachte leise vor sich hin. Schweigend blieben die beiden nebeneinander stehen und warteten, bis Kath sie rufen würde.



Obwohl Maggie wach lag, hielt sie die Augen geschlossen und genoss die Ruhe und die wohlige Wärme unter ihrer Decke. Sie wusste nicht, wie spät es war und wie lange sie geschlafen hatte.

Ihr Geist war wach und die Gedanken kreisten in ihrem Kopf herum. Aber die Augenlider wollten sich noch nicht öffnen und ihre Glieder fühlten sich schwer und müde an. Sie gähnte und zog die Decke bis zu ihrer Nasenspitze. Maggie musste wohl doch noch einmal eingenickt gewesen sein, denn sie schreckte auf, als es leise knackte und ein Lichtschein auf ihr Gesicht fiel. Nun öffnete sie die Augen und blinzelte Schwester Mary entgegen.

„Wie geht es dir, Maggie?“, flüsterte diese.

„Gut, Mary. Danke. Wie lange habe ich geschlafen? Drei Stunden oder drei Tage?“

Maggie hörte Mary leise lachen. „Drei Wochen“, antwortete diese schließlich.

Maggie grinste durch das Dämmerlicht im Bereitschaftszimmer zu Mary Night Killers rundem, immer freundlich wirkendem Gesicht und erhob sich. „Und niemand hat mich vermisst?“, fragte sie ungläubig.

„Nein“, antwortete Mary ohne zu zögern.

Dann kicherten sie beide. Maggie öffnete das Fenster. Das Tageslicht blendete ihre Augen. Ein kühler Luftzug schlug ihr entgegen und ließ sie etwas frösteln. Maggie schlug die Arme um ihren Körper. „Wie geht es dem jungen Mann aus dem Camp?“

„Mr Martinez ist stabil und erholt sich gut. Er schläft.“

„Das freut mich zu hören.“

Maggie wusch ihr Gesicht mit kaltem Wasser und griff nach dem Handtuch.

„Der Pater vom Camp ist gerade bei ihm“, berichtete Schwester Mary. Sie war eine robuste Person, eine Vollblutlakota, die bereits seit dreißig Jahren zum Krankenhausinventar gehörte.

Maggie rubbelte mit dem Handtuch über ihr Gesicht. Nun war sie wach und fühlte sich auch so. Sie lächelte Mary zu.

„Der Pater möchte dich gerne sprechen, Maggie.“

Maggie nickte. „Ich gehe gleich zu ihm. Wie spät ist es eigentlich?“

„Viertel nach vier.“

Maggie lachte leise. „Du meine Güte ...“

Die Sonnenstrahlen waren bereits an der Südseite des Hospitals vorbeigewandert. Fahles Licht schien nun zum Fenster herein.

In dem Krankenzimmer der Intensivstation war Platz genug für vier Notfallbetten. Nur zwei davon standen momentan im Raum. So wirkte es kühl und ungemütlich.

Die technische Ausstattung musste auf die Patienten eher bedrohlich als beruhigend wirken. Doch Antonio Martinez war das egal. Er lag in dem Bett am Fenster und schlief. Das fahle Tageslicht fiel auf sein Gesicht und gab ihm eine eigenartige Färbung. Es schien gerade so, als wäre er aus Wachs. Die Kanüle, die Maggie ihm gelegt hatte, hielt noch immer den Weg für die Luft zur Lunge frei. Der Siebzehnjährige war ganz entspannt und atmete gleichmäßig. Er war momentan der einzige Patient in diesem Zimmer. Das elektronische Gerät, das seine Vitalwerte aufzeichnete, war auf stumm geschaltet. Nur der Alarmgeber war aktiv. Vor Antonios Bett, auf dem Stuhl, saß ein weißer Mann. Er war in sich zusammengesunken und wirkte, als schliefe er ebenfalls. Doch mit kleinen, müden Augen starrte er auf den Patienten, der im Bett lag.

Der Mann trug eine einfache Jeanshose und einen schwarzen Pullover. Sein dunkelblonder, dichter Haarschopf wirkte ungekämmt und erinnerte an einen Staubmopp. Sein blasses Gesicht war glattrasiert. Er schien kaum älter zu sein, als sein Freund, den er besuchte. Dieser Mann hatte die Hände im Schoß gefaltet, ja regelrecht ineinander verkrampft. Reglos verharrte er in der Stille, seitdem er gekommen war. Er zuckte nicht einmal, als es leise knackte. Vielleicht hatte er es gar nicht gehört. Er saß auf dem Stuhl, sah auch nicht auf, als jemand das Zimmer betrat. Jemand stellte sich einen zweiten Stuhl neben den seinen und setzte sich zu ihm. Wieder beherrschte die endlose Stille den Raum, in dem drei Menschen spürten, nicht allein zu sein.

„Guten Tag, Pater“, begann Maggie schließlich leise und sanft die Stille zu stören.

Der Angesprochene rührte sich nicht, doch Maggie bemerkte, dass ihn etwas zu bedrücken schien und er krampfhaft nach Worten suchte.

„Er lebt“, fuhr Maggie leise fort. „Es geht ihm gut.“

Die junge Ärztin hörte den Mann neben sich aufatmen. Er nickte, wie in Trance und sagte kaum hörbar: „Danke.“

Es dauerte eine Weile, bevor der junge Mann zu sprechen begann.
„Ich bin schuld. Ich allein. Ich habe ihm das Antibiotikum gegeben.“

Auch er sprach leise und starrte fortwährend auf den Schlafenden. Maggie hörte dem jungen Mann aufmerksam zu, ohne ihn zu unterbrechen.

„Antonio hatte eine Bronchitis. Er hustete schon, als wir gestern Morgen aufbrachen. Dass er eine Bronchitis hatte, verschwieg er aus Angst, wir könnten ihn nach Hause schicken. Aber gegen Abend wurde es schlimmer, obwohl er ständig seine Hustentropfen einnahm. Er hustete fast die ganze Nacht hindurch und konnte nicht schlafen. Die anderen auch nicht. Ich wollte ihm helfen. Ich hätte es besser wissen müssen. Aber Antonio flehte mich an, ihn nicht zurück nach Hause zu schicken.“

Der Pater machte eine Pause, bevor er fortfuhr. „Dann habe ich ihm die Tabletten gegeben.“

„Wann?“

„Das war so gegen sechs heute Morgen.“

„Welche?“

Wortlos löste der Pater seine verkrampften Hände und griff in seine Hosentasche. „Diese“, sagte er, während er sich zu Maggie wandte und diese scheu anblickte.

Maggie nahm ihm die zerdrückte Pappschachtel ab, warf einen Blick darauf und nickte. Dann gab sie ihm die Packung zurück.

„Nein. Ich will sie nicht mehr haben. Diese Tabletten haben Unheil gebracht. Haben einen meiner Schutzbefohlenen beinahe getötet.“

„Er hat daraufhin einen anaphylaktischen Schock bekommen. Das ist eine der stärksten, allergenen Reaktionen, die in vielen Fällen durch Medikamente, wie eben einem Antibiotikum, aber auch durch tierische Gifte oder Nahrungsmittel ausgelöst werden kann. Wenn ein Mensch nicht weiß, dass er auf irgendetwas dermaßen allergisch reagiert, kann es jeden treffen, Pater. Sie konnten das nicht wissen. So etwas ist unvorhersehbar.“

Der Pater atmete tief durch und starrte wieder auf Antonio.

„Werfen Sie sie trotzdem weg, Doktor ...“

„Yellow Cloud.“

„Verzeihen Sie mir, Doktor Yellow Cloud, dass ich so unhöflich war. Ich habe mich Ihnen nicht einmal vorgestellt. Jonathan Robertson. Ich bin erst seit Kurzem hier, in der Mission von Rapid City. Ich habe mich freiwillig dorthin versetzen lassen, um mich der vielen verlorenen Seelen von Jugendlichen in der Stadt anzunehmen, die sonst niemanden haben, bei dem sie Halt finden. Das Jugendcamp am White River war mein erster Schritt. Es sind hauptsächlich Stadtkinder: Indianer, auch ein paar Weiße, Latinos, Chinesen und sonstige Schattierungen. Wir sind also eine ganz bunte Truppe.“

Beim letzten Satz erschien ein Lächeln auf Pater Robertsons Gesicht, das ihn plötzlich lebendig werden ließ.

„Vielleicht kommen Sie uns einmal besuchen, Doktor Yellow Cloud.“

„Gerne.“

Antonio Martinez rührte sich im Schlaf und seufzte leise. Es war inzwischen dämmrig im Zimmer geworden.

Das Gesicht des Patienten hatte seinen wachsfarbenen Teint verloren. Gesunde, gut durchblutete, braune Haut spannte sich über sein Gesicht.

„Hat Antonio Angehörige, die wir verständigen sollten?“, fragte Maggie.

Pater Robertson zuckte mit den Schultern. „Möglicherweise. Sein Vater lebt irgendwo in Mexiko. In Rapid City wohnte er angeblich in einer Wohngemeinschaft, im Indianerviertel. Man nennt diese Stadtteile wohl auch heute noch Slums. Er erzählte mir von einer kranken Mutter und jüngeren Geschwistern. Mehr weiß ich leider auch nicht über ihn. Auf jeden Fall wollte er unbedingt mit in das Camp, auf keinen Fall zurück nach Hause.“

Maggie nickte etwas niedergeschlagen, denn Sie wusste, was das bedeutete.

„Ich werde mich um ihn kümmern. Das verspreche ich Ihnen“, fügte Pater Robertson hinzu. „Ich bin Gott so dankbar, dass es Antonio geschafft hat. Dass er lebt. Aber ohne Sie, Doktor Yellow Cloud, wäre das unmöglich gewesen. Sie haben ein Wunder vollbracht.“

Maggie lächelte.

„Sie haben heute Morgen neben uns gestanden, mit dem anderen jungen Mann und dem Mädchen. Ich hielt Sie für einen seiner Freunde.“

Pater Robertson grinste verlegen. „Ja. Ein Schaf unter Schafen.“

Maggies Lächeln wurde breiter. Dann stand sie auf. „Sie können Antonio besuchen, wann immer Sie wollen, Pater. Reden Sie mit ihm. Er weiß, dass Sie da sind.“

Pater Robertson nickte Maggie zu. „Danke.“

Maggie verabschiedete sich und ging.

Vor der Tür stand Robert Yellow Cloud, Maggies Mann, der bereits auf sie wartete. Sein Kollege aus Rapid City, der den Rettungshelikopter von ihm übernommen hatte, hatte Robert am Hospital in Pine Ridge abgesetzt.

„Schon Feierabend?“, fragte sie.

„So ist es. Und du?“

Maggie lächelte seufzend. Sie hatte nicht bemerkt, wie die Zeit verflogen war.

„Gehen wir“, sagte sie und ging zum Bereitschaftszimmer, um ihre Tasche zu holen. Sie rief ihrem Kollegen ein „Bye. Ich wünsche euch einen ruhigen Dienst“ zu und verließ mit Robert das Hospital.

Kalte Luft schlug ihnen entgegen. Maggie machte ihre Jacke zu. Die Temperatur war schnell gefallen, die Luft war schwer und feucht, und die Sonne, die sich im Westen neigte, erschien nur als weißschimmernde Scheibe am Horizont. Zwei Minuten später hatten sie den schwarzen Dodge Ram erreicht. Robert öffnete die Türen. Maggie zog die Jacke nicht aus. Robert startete den Motor und fuhr an. Maggie schüttelte gedankenversunken den Kopf.

„Was ist?“, fragte Robert, der das bemerkt hatte.

„Wie kann man um diese Zeit noch ein Camp am White River aufschlagen? Die Nächte sind schon viel zu kalt!“

„Pater Robertsons Jugendcamp der Stadtindianer“, stellte Robert fest. Er hatte bereits davon gehört.

Maggie nickte.

Robert grinste, als er weitersprach. „Ich hätte nicht gedacht, dass ein katholischer Pater unsere Jugend für so viel Traditionalismus begeistern könnte.“